

Die Bauernwohnung im mittlern Thurgau

Autor(en): **Thalmann, J.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **44 (1904)**

Heft 44

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-585678>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Bauernwohnung im mittlern Thurgau. *)

Von J. D. Thalmann in Frauenfeld.

Die etwas düstern, aber dessenungeachtet so heimeligen Bauernstuben, wie ich sie während meiner Jugend noch in Engwang**), meiner Heimat, gesehen habe, sind nicht mehr oder doch nur selten vorhanden; denn auch auf dem Lande hat sich nicht allein die Lebensweise im allgemeinen, sondern auch die Wohnung insbesondere modernisiert. Allerdings haben jetzt die Bauernhäuser außen und innen ein gefälligeres Aussehen: allein mit dieser Änderung ist auch die Gemütlichkeit, das Heimelige verschwunden, gerade so wie diese Eigenschaften in unserm ausgeebneten Kulturleben überhaupt zu verschwinden drohen. In kleinern abseits liegenden Dörfchen oder auf einsamen Höfen mag man noch einzelne Ueberbleibsel der frühern Wohnungsweise gewahr werden; allein Jahr für Jahr wird ihre Zahl kleiner, und bald wird sich nichts mehr davon vorfinden. Es mag daher angezeigt sein, das Bild der ehemaligen Bauernwohnung fest zu halten, bevor es aus der Erinnerung gänzlich sich verflüchtigt.

Was einem besonders auffiel, wenn man damals verschiedene Bauernstuben in einem Dorfe oder in mehreren Dörfern der Umgebung betrat, war die große Übereinstimmung in der Art und Weise, wie die Hausgeräte aufgestellt und wie die ganze Einrichtung geordnet war. Wenn man eine dieser Stuben gesehen hatte, so hatte man sozusagen alle gesehen; die Einrichtung der einen war typisch, gleichsam vor-

*) Mit Anmerkungen der Redaktion.

**) Engwang, ein Dorf mit 25 Wohnhäusern und 100 Einwohnern auf einer Anhöhe, nicht weit von Wigoltingen im Bezirk Weinfelden. Es gehörte vormals wie Langwang zur Herrschaft Altenklingen.

bildlich für die andern. Das Volk bildete eben damals auch in den Sitten, in der Art zu wohnen, für den Beobachter eine Einheit, ein Ganzes, während es heute, wo jeder darin wie in andern Dingen seine eigenen Wege geht, in Tausende von Individuen sich aufgelöst hat. Gemeinsamkeit und Übereinstimmung einerseits und Individualismus anderseits bilden das Gepräge der beiden Zeitalter.

Ich schicke dies voraus, weil diejenigen Leser, die durch Alter und Gedächtnis in der günstigen Lage sich befinden, dieselbe Beobachtung gemacht zu haben, durch die auffallende Ähnlichkeit ihrer Erinnerung mit dem nachfolgenden Bilde vielleicht überrascht davon sind, wie die Art und Weise der bäuerlichen Wohnungseinrichtungen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in weiten Kreisen des Landes herum die gleiche war.

Wenn man damals eine Bauernwohnung besuchen wollte, so gelangte man meistens über einen unbehauenen Steintritt oder eine mehr oder weniger hohe hölzerne Stiege zur massiven niedrigen Haustür, an der ein runder, eiserner Klopfer die Stelle des heutigen Glockenzuges versah, und, über die meist hohe Schwelle (*sellə*) schreitend, in den düstern, mit allerlei nützlichen Geräten behangenen Hausgang. Sehr häufig kam man aber auch durch die Haustür sofort und unmittelbar in die gewöhnlich finstre Küche und erst durch diese in die Wohnstube. Ein riesiger Lehm-Kochherd stand recht prozenthast und breit zunächst der Stubentür, und über denselben hieng weit herab wie ein Dach der rußige Rauchfang, dem sich zur Seite das ebenfalls riesige Etter-Kamin öffnete. Etter heißt Flechtwerk; denn die Schornsteine bestanden aus Holzgeflecht, welches mit Mörtel beworfen war. Beide, Schornstein und Rauchfang, dienten zum Dörren oder Räuchern des Fleisches, und war der Eigentümer ein hablicher Bauer, so konnte man da nicht selten ein ganzes zerstücktes Schwein aufgehängt sehen. Obwohl der Rauchfang und der Schornstein übrig weit genug war, dem Rauch Abzug zu verschaffen, vielleicht

gerade deshalb blieb dieser doch öfter in der Küche und machte Decke und Wände schwarz oder gar rußig. In der Nähe des Herdes befand sich die hölzerne, in hablichen Häusern kupferne Wasserstande, und daran hieng das kupferne, innen verzinnete schäpfi. An einem Rahmen des Rauchfangs staken etliche Reservpfannen, wohl auch noch andere zum Kochen erforderliche Geräte: ein „Harnischpleß“, so genannt, weil zur Zeit des untergehenden Rittertums man die alten Ringpanzer zerriß und die Stücke zum Reinigen der Pfannen benutzte, später aber, als keine Panzer mehr zum Zerreißen vorrätig waren, sie eigens herstellen ließ; ferner Röchleinspitz, Kellen von Holz und Eisen. Der riesige Lehmherd bedurfte ein gewaltiges Quantum Holz, bis die Speisen gar wurden. Zum Glücke war dieses Brennmaterial lange nicht so teuer wie jetzt, und überdies bekamen die Hausbesitzer ihr Brennholz als jährliche Gabe aus der Gemeindewaldung. Gleichwohl verschwanden die holzfressenden Lehmherde*) und machten kleinern Herden aus Sandsteinplatten Raum, die weniger Holz verzehrten und schöner sich darstellten. Eiserner Kochherde waren begreiflicherweise damals noch unbekannt. Übrigens diente die Küche zum Aufbewahrungsorte von verschiedenen andern Geräten, so von Gelten, Schweinesutterbehältern u. dgl.; ich möchte aber nicht behaupten, daß diese Dinge sie properer gemacht hätten.

Trat man dann in die Stube (wo ein Hausgang war, gieng man zu diesem Zwecke nicht durch die Küche), so war wiederum das erste, was einem in die Augen fiel, der mächtige Ofen, der meistens die Hälfte des Raumes in Anspruch nahm. In ganz alten Häuslichkeiten bestand derselbe ebenfalls, wie der Herd, aus Lehm. Der untere Teil war ins Geviert gebaut;

*) Noch früher, wo der Herd keine Pfannenlöcher hatte, hieng darüber ein Kessel am Kesselhafen (hæli, ahd. hähala, frz. crémaillère), welcher an einer Kette befestigt war, die ihrerseits ihren Halt im Schornstein hatte.

aber etwa in Kletterhöhe erhob sich aus diesem Unterbau eine Art Kuppel, ein runder, oben abgestumpfter und mit mehreren ausgerundeten Vertiefungen versehener Oberbau, die Gupfö. Der Raum um die Gupfe herum bildete im Winter, wo der Ofen geheizt war, einen beliebten Aufenthaltsort für die Kinder.

Die Lehmöfen bedurften, bis sie geheizt waren, ebenfalls viel Holz, blieben dafür aber auch lange warm. Doch waren der ihnen entströmende Lehmgeruch und der öfter herausdringende Rauch keineswegs angenehm. Darum ersetzte man sie gerne durch die neuere Erfindung der Rachelöfen. Diese waren nämlich mit glasierten Racheln bepanzert, die man an den vordern Kanten je durch zwei Reihen blankglänzende, talergroße Messingknöpfe befestigte. Die Hausfrau setzte einen Stolz darein, diese Knöpfe immer glänzend zu erhalten; denn wo das nicht geschah, konnte man argwöhnen, daß im Hause Unordnung herrsche. Die Gupfen der alten Lehmöfen waren so beliebt, daß man sie auch an den Rachelöfen nicht gerne vermißte; darum baute man noch viele der letztern mit Gupfen. Die beliebtesten Farben der Glasur waren grün und weiß, letztere oft mit Zeichnungen oder Malereien nebst Sprüchen verziert, Racheln, welche bekanntlich einen gesuchten Artikel der Antiquare ausmachen. Daß sowohl die Lehmöfen wie auch noch die Rachelöfen einen so ansehnlichen Umfang hatten, fand seine Ursache darin, weil jede Hausfrau auf dem Lande das für den Haushalt nötige Brot selbst buk und zwar in einem Vorrat, der mindestens für vierzehn Tage (in frühern Zeiten sogar für noch längere Frist), ausreichte.

Während der Lehmofen mit seiner ganzen untern Fläche unmittelbar auf dem Fußboden stand, wurde der Rachelofen, wie jetzt noch, auf eine Sandsteinplatte aufgesetzt, die an den beiden Seiten auf senkrechtstehenden Seitenplatten ruhte, vorn aber durch zwei steinerne oder auch hölzerne Pfeilerchen gestützt wurde. Der dadurch entstandene, nach vorn offene

Hohlraum war groß genug, um Kaze oder Hund oder, wenn sie sich vertragen, beide zu bergen; sie hatten ihn aber auch so lieb, daß man sie nicht leicht weder mit Worten noch mit Lockspeisen herauszuzaubern vermochte. Daher sagt man jetzt noch sprichwörtlich: „damit kann man keinen Hund vom Ofen locken“. Bisweilen konnte man aber im Winter auch die Hühner oder die im Herbst von den Ruben gefangenen Meisen an diesem behaglichen Orte finden.

An den Ofen schloß sich fast überall der Vorofen mit der speziell so genannten „Kunst“ (chûst) an; diese Einrichtung scheint unsern Vorfahren als ein so unerhörter Fortschritt erschienen zu sein, daß sie ihr den ehrenden Namen gaben. Beide, Vorofen und Kunst, wurden vom Herde aus erwärmt. Die etwa fünf Zoll von der Feuermauer abstehende, mit glasierten Kacheln besetzte Kunstwand enthielt fast immer ein Ofenrohr, das zum Warmhalten von Speisen oder zum Obst-dörren benutzt wurde und für unberufene Schmarozer später durch ein messingenes, blankgeschuertes Türblech geschützt wurde. Oben auf dem Gesimse dieser Wand stand der Feuerzeug: Feuerstein, Stahl, Schwamm (Zunder) und Schwefelholz. Zünd- oder Streichhölzchen gab es auf dem Lande erst seit den vierziger Jahren; bis dahin mußte man sich mit dem Feuer schlagen behelfen, wenn man ein Licht anstecken wollte*). Am Fuße der „Kunst“ hieng an einem Kettchen der Schuhlöffel und im Raume unter derselben (der wie beim Ofen hergerichtet war) befand sich der Stiefelnrecht und der „Kazenscherb“, ein Freßgeschirr für Kaze oder Hund, das einst wirklich ein Scherbe gewesen sein mochte, jetzt aber meist ein aus Holz gehöhlter, tiefer Teller war. Vor der Kunstwand befand sich eine von Kacheln eingefasste, innen hohle Bank, oben mit einer Steinplatte bedeckt; sie erwärmte sich ebenfalls vom Herde aus und war im Winter als Sitzplatz von alt und jung

*) Anderwärts hatte auch das Essigfäßchen hier irgendwo Platz, später die große im Strohmantel steckende Essigflasche.

gesucht. Da schmauchte der Hausvater nach Feierabend seine Pfeife und sah den Spinnerinnen bei ihrer Arbeit zu. Auch die gehätschelte Kaze hielt sich gerne da auf, wenn Platz für sie übrig blieb. Wer es besser geben wollte, der brachte über dem Ofen an Trägern, die von der getäfelten Decke herunterhiengen, Querstangen (Ofenstangen) an, befestigte gestreift oder quadriert bedruckte Vorhänge darauf, so daß ein Raum entstand, der den Blicken der in der Stube Anwesenden verhüllt und ein von den Kindern bevorzugter Schlupfwinkel war.

In einer der vordern Ecken der Stube, in der Nähe der Fenster, stand der massive, mit vier schräg nach oben zusammenlaufenden, unten etwa durch schmale Schemelbrettchen zusammengehaltenen Füßen versehene Tisch: ein Möbel, das trotz dieser Bezeichnung wegen seiner Schwere kaum mobil, Kind und Kindeskind aushielt und als Familienerbgut galt. In noch frühern Zeiten mochte die quadratische schwere Tischplatte*) auf einem Schragen geruht haben, der von zwei Andreaskreuzen (XX) gebildet wurde. Unter dieser Tischplatte hing eine geräumige Schublade (die tischtruckə), die zum Aufbewahren des Tischzeuges und des angeschnittenen Brotlaibs diente.**). Der Tisch war aus Tannenholz, häufiger aus Eichenholz, seltener aus Nußbaumholz gefertigt. An den beiden den Tisch umgebenden Wänden waren Sitzbretter befestigt, welche die Stelle der jetzigen Sessel versahen. An der Fensterwand nahmen diese Sitzbänke gewöhnlich die ganze Länge der Stube ein, und oft waren unter denselben einzelne Verschläge (Kästchen) angebracht, worin man allerlei zum

*) Man erzählt sich anderwärts, es habe in dieser dicken Tischplatte in alten Zeiten tellerförmige Löcher gehabt, aus denen man die flüssigen Speisen auslöffelte, während man auf hölzernen ganzen Teller Scheiben oder auch nur auf Segmenten davon Fleischspeisen zerschnitt und genoß.

***) Das Tischtuch hing an andern Orten an einer Rolle auf der Innenseite der Stubentüre; wieder an andern nahm das große Handtuch diesen Platz ein.

täglichen Gebrauch dienende Sachen aufbewahrte. Denjenigen, welche nicht auf den Sitzbänken Platz fanden, die also an den beiden andern Seiten des Tisches Platz nehmen mußten, dienten die stabëllä. *) Diese Stabellen waren mehr oder minder ungeschlachte Holzstühle mit Sitzbrettern und Füßen; ihre Lehnen waren an den Rändern oft geschnitzt und mehr oder weniger gustos geschweift; auch waren nicht selten die Namen der ersten Eigentümer, eines jungen Ehepaars, samt der Jahreszahl darin eingraviert. Hier und da konnte man in der Stube einen ungepolsterten Armstuhl sehen, den „Großvaterstuhl“.

Meist an der dem Tische gegenüberstehenden Wand befand sich fast oben an der Stubendecke die Uhr (das zît oder zîtli), eine Pendeluhr mit an Schnüren befestigten Gewichtsteinen. Gewöhnlich war das ganze Uhrwerk von Holz; doch gab es auch Uhren mit eisernem Uhrwerk. In bessern Häusern befanden sich Uhr und Gewichtsteine vollständig geschlossen zum Schutze vor Staub und andern Unbilden in einem hölzernen Gehäuse, das oben beim Zifferblatt mit einer Glastüre versehen war, damit man die Uhr „richten“ und die Stundenziffern sehen konnte. Uhren mit ganz langem Pendel (bermædickæl) hatten in Pendelscheibenhöhe im Gehäuse eine zweite Scheibe, die man durch ein Loch des Gehäuses beobachten konnte, ob sie gehe oder nicht. Uhren, in denen beim Schlagen ein Ruck heraustram und „gauchzte“, waren damals ziemlich verbreitet. Die meisten dieser Wanduhren oder Stubenuhren stammten aus dem Schwarzwalde, von wo sie durch Hausierer gebracht wurden; die Uhrenmacher

*) Es ist dieses Wort seiner Form nach aus dem Französischen entlehnt, wo freilich escabeau eigentlich einen Sitz ohne Lehne, ein Tabouret, escabelle aber überhaupt allen Hausrat bezeichnet. Man könnte annehmen, das allem. stabëllä sei dann eine Umformung wie storpion aus Skorpion; an andern Orten sagt man wirklich schabëllä.

im Lande besorgten bloß das Reparieren derselben. Zuweilen war das Gehäuse niedriger, nur auf halbe Höhe der Wand reichend, so daß dann nur die Gewichtsteine vor unbefugtem Schaufeln gesichert waren; in ein solches stellte der Bauer seinen Stock, dessen er sich übrigens nur beim Gang zum Markte (daher mæarktstëckø) bediente.

In den meisten Bauernstuben befand sich auch ein buffert (franz. buffet*), der aus drei Abteilungen bestand. Die obern Kästen dienten zum Aufbewahren von Glaswaaren, Ton- oder Porzellan- oder auch Zinngeschirr, wie es die Hausfrau teils bei festlichen Anlässen, teils für den täglichen Gebrauch verwendete; in den untern Kästen versorgte man allerlei Kleingeräte und Werkzeuge, auch das Schulzeug der Kinder. Im Hohraum**) befand sich regelmäßig das „Handgießfaß“ mit dem „Handbecken“, zum Waschen und Reinigen der Hände, zumal vor dem Essen. Besser situierte Bauern trieben damit schon ein wenig Luxus, indem sie sich ein Handbecken und handgießi aus Zinn oder aus Kupfer anschafften und darauf hielten, daß diese immer blank aussahen. In der Regel waren dieselben jedoch aus Blech gemacht. Zur Seite des Büffets hing der „Handlumpen“ zum Abtrocknen der gewaschenen Hände. Häufig war dieser, wie jetzt noch das Handtuch, aus Linnen; oft aber war derselbe fischerneßartig gestrickt und oben mit einem faustgroßen Kopfe versehen. Auch das Buffet zeigte den Grad der Hablichkeit an. In ärmern Familien bestand dasselbe aus kunstlos zusammengefüigten Tannenbrettern; besser situierte Häuser wiesen geschmackvoll gearbeitete Stücke aus Hartholz auf. Wo das

*) Dieses französische Wort ist uralt; es bezeichnet eigentlich den Kredenz Tisch, den die Hausfrau im M. A. auf Burgen und in Städten, oder an ihrer Stelle die Wirtschafterin, dazu benutzte, um darauf Speise und Trank an die Aufwärter auszuteilen.

**) An andern Orten war dieser Raum geteilt, so daß das Gießfaß und Handbecken in einem besondern Fache sich befand.

Buffet fehlte, war statt seiner ein Wandkästchen angebracht, das dem gleichen Zwecke diente.

Über der Stubentüre sah man fast überall ein Gestell angebracht, auf welchem die Hausbibel, das Neue und Alte Testament, der Psalter und andre Andachtsbücher*) placiert wurden, und an der Wand neben dem Tische hieng der Kalender, gewöhnlich in einem Rahmen, zuweilen auch ohne, das einzige Unterhaltungsbuch**) des Bauern. Im übrigen zeigten die Wände wenig Schmuck. Hie und da traf man ziemlich stümperhafte Schlachtenbilder, „Selgen“ von der hl. Genovefa u. u., bei denen der Verfertiger die Farben nicht gespart hatte, und die in derben Holzrahmen hiengen. Für Kunstwerke hatte der Bauer weder Geld noch Verständnis; er überließ sie den Herrenleuten, noch mehr als jetzt.

Wände und Decken der Bauernstuben waren durchweg getäfelt, doch sehr selten bemalt. Man überließ das Malen der Zeit; denn Rauch und Öldampf brachten es allmählich fertig, daß dieselben nach Jahren fast schwarz aussahen. Es muß nämlich beigefügt werden, daß damals noch sehr primitive Beleuchtungsmittel im Gebrauche standen. In höchst einfach konstruierten „Ampeln“ mit Dochten aus Garn brannte man Öl aus Keps, Mohnsamen, Nußkernen u. u., und diese Öle entwickelten fast immer starken Qualm, der sich begreiflicherweise an der Decke über dem Tische am meisten bemerkbar machte. Kerzen aus Talg wurden nur bei festlichen Anlässen

*) Etwa Johann Arnds Wahres Christentum nebst dem Paradiesgärtlein, Johann Habermanns Christliche Morgen- und Abendgebete, Christian Scrivers Seelenschatz, J. M. Göze, Passionspredigten, — lauter Klassiker des evangelischen Glaubens.

**) Hie und da kaufte anderwärts der Vater auf dem Markte eines der Volksbücher, die auf grauem Papier mit groben Holzschnitten gedruckt waren: Gulenspiegel, Fortunatus, Melusina, Hug Schapler, Die schöne Magelone und Peter mit den silbernen Schlüsseln, Kaiser Oktavian, Dr. Faust, Die Schiltbürger, Die Geschichte von der hl. Genovefa u. a.

oder wenn man Schneider oder Nähterin auf der Stör hatte, angezündet. Als die „Pumpampel“ mit Glaszylinder aufkam, hielt man das für einen großen Fortschritt. Ärmere Leute brauchten sogar noch offene Talgampeln, und doch bemerkte man damals selten junge Leute mit Brillen, während sie jetzt im Zeitalter intensiver Beleuchtung zahlreich vorkommen.

Die Fenster der Bauernstube hingen fast ohne Ausnahme in einer Reihe mit nur ganz schmalen Zwischenräumen neben einander und nahmen gewöhnlich die ganze Längsfront der Stube ein. Kreuzstöcke kamen erst gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts mehr auf. Die Fenster selbst waren Buzenfenster, d. h. die kleinen runden Glascheiben waren in Blei eingefast, was der Beleuchtung großen Abtrag verursachte. Da die Fenster ohnehin klein und die Stuben niedrig waren, so läßt sich begreifen, daß diese nicht recht hell sein konnten. Dafür hatte man damals zum Glück noch bessere Augen als jetzt und sah bei spärlicher Beleuchtung so gut als jetzt bei glänzendem Lichte. Die Fenster hatten selten Flügel zum Öffnen, dafür aber Schieber, sogenannte Läufer, die man seitwärts über die Fensterflügel zurückschalten konnte. Weil die vielen kleinen Scheiben nicht überall sorgfältig gereinigt oder abgerieben wurden, so entstanden darunter manche „erblindete“, die fast keine Helle mehr hereinließen. Die vor den Fenstern angebrachten Läden waren in Schubfalten zum Aufziehen oder Herunterlassen*) mit Schnüren eingerichtet, wie man das jetzt noch an ganz wenigen Häusern sehen kann. Draußen vor den Fenstern lag das fleingemachte Küchenholz bis an den Fensterrand aufgeschichtet.

In vielen Bauernstuben befand sich hinter dem Ofen eine schmale Treppe oder auch eine Leiter, die zu einer in der Decke befindlichen Öffnung und durch diese in ein oberes Gemach, gewöhnlich eine Schlafkammer für die Kinder, führte.

*) Hebel, Der Statthalter von Schopfheim, Bs. 6: zient doch t'läden à, dər glast möcht t'augə vərbländə.

Diese bei uns*) sogenannte Stubenkammer hatte den Vorteil, daß sie vom Ofen aus etwas erwärmt ward; weshalb die Kinder darin schliefen, während die andern Kammern nicht geheizt wurden. Daß in katholischen Häusern neben der Stubentüre das Weihwassergefäß und oben in der Ecke das Kreuzifix nicht fehlen durfte, ist selbstverständlich.

Natürlich sollen hier auch Kunkel und Spinnrad nicht vergessen werden; denn diese beiden Geräte durften in keinem Bauernheim vermißt werden. Solange man bei uns Hanf und Flachs pflanzte, an Sonntagen wie an Werktagen zwilchene und leinene Kleider trug, das Bettzeug ebenfalls aus selbstgesponnenem Garn gewoben und bereitet war, bildete das Spinnen im Winter die Hausarbeit der Hausfrauen und heranwachsenden Töchter. Früher war daher die Kunkel, später das Spinnrad ein durchaus unentbehrliches Gerät in jedem rechten Bauernhause. Bei letztern zeigten sich im Verlauf der Jahre schon die Anfänge des kommenden Luxus; denn während das Spinnrad anfänglich sehr einfach gemacht wurde, gestaltete es sich nach und nach zu einem zierlichen, mit viel Aufwand erstellten Kunstmöbel und zum Gegenstande des Stolzes der Hausfrau und Haustochter. Es nahm deshalb auch öfter einen Ehrenplatz ein, und mit Recht; denn es stellte den Fleiß und die Geschicklichkeit der Spinnerin vor Augen. Und gab es etwas Gemütlicheres, als wenn an den langen Winterabenden Mutter und Töchter, oft in stattlicher Reihe, auf der Bank längs den Fenstern beim schnurrenden Spinnrad saßen, fleißig spannen und dabei ein einfaches Lied sangen, der Vater und die Buben aber auf der Ofenbank und der „Kunst“ saßen und zuhörten? Und wenn dann je ein- oder zweimal im Winter die Gespielinnen der Töchter zur „Lichtstubeten“ kamen, ihrer zehn und mehr junge, lustige Mädchen um die Wette spannen, bis etwa nach 10 Uhr die ledigen

*) Anderwärts hieß Stubenkammer das Zimmer neben der Stube.

Burschen daher kamen und ihnen zum Spaß den Faden abreißen, wohl auch gar aus Scherz und Übermut den Hanf in der Sechel oder das Berg am Roden anzündeten und sie damit gleichsam nötigten, mit Spinnen aufzuhören: dann entwickelte sich oft bis Mitternacht und darüber hinaus eine herzliche Fröhlichkeit, wovon die Gegenwart nichts mehr weiß. Ja, diese „Lichtstubeten“ waren die Winterfeste der Bauerntöchter!

Treten wir nun aus der Stube in die nebenan liegende Schlafkammer des Bauers und der Bäuerin, so fällt uns da zuerst das gewaltig große Himmelbett auf, das in seinem weiten Bauche nicht etwa bloß für zwei Menschen, sondern für eine ganze Familie Platz zu bieten scheint. Hochgewölbt ragt die Federdecke auf, und wagen wir es, uns hineinzulegen, so haben wir einen Augenblick das Gefühl, als ob wir auf den Grund des Meeres versänken, so elastisch weicht unter uns das raschelnde Laub des Laubsackes. Bald aber fühlen wir uns in dem behaglichen Lager — wenns nicht heißer Sommer ist — so wohlig, daß wir es gar nicht besser wünschen möchten, besonders wenn wir nach ländlicher Sitte uns in Adams Kostüm befinden. Wo freilich der Strohsack die Unterlage bildete, da mochte einem manchmal „das Liegen wehtun.“

Als zweites Monstrum in der Schlafkammer zeigt sich der Kleiderschrank, der fast immer zur Aussteuer der Bäuerin gehörte, und der in so großer Ausdehnung erstellt wurde, daß die heutzutage auch auf das Land vorgebrungenen Schränke und Chiffonnieren sich dagegen klein wie Spielzeug ausnehmen. Freilich nahmen die vielen Leintücher (lilachø), Hemden, Röcke u., aus Zwilch verfertigt, weit mehr Raum in Anspruch als die aus Baumwolle hergestellten von heute. Das war auch ein Stolz der Hausfrau auf dem Lande, im Aussteuerchrank recht viel und gutes, zum Teil noch unverbrauchtes Linnen in Rollen (Wellen) nebst

solider Wäsche und in verschlossenen Schubladen des großen Schrankes allerlei Weibliches und Geheimes aufzubewahren. Dieser große Schrank bestand, im Gegensatz zu andern Möbeln, meistens aus Hartholz.

Da und dort kam zu der Ausstaffierung der Schlafkammer auch noch eine bemalte Truhe (das trögli), worin der Bauer neben alten Hausbriefen und neuen Schriftstücken sein bares Geld versorgte, falls er nicht vorzog, dasselbe im verschließbaren Ledergurt (geltranzø) im Bette zu verstecken.

Damit glaube ich nun ein annähernd richtiges Bild aus früherer Zeit von den Bauernwohnungen in meiner Heimat gezeichnet zu haben; selbstverständlich erhebe ich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Da und dort mag noch Verschiedenes vorhanden gewesen sein, was mir nicht zu Gesicht gekommen, oder dessen Vorhandensein mir aus dem Gedächtnis entschwunden ist. Es scheint mir aber die höchste Zeit zu sein, solche Sachen aus dem Landleben zu Papier zu bringen; denn jetzt schon kommen sie der jüngern Generation selten mehr zu Gesichte, und sie repräsentieren dem Geschichtsforscher immerhin eine rückwärts und vorwärts zeigende merkwürdige Kulturperiode.
